

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminiertes Modenbild; monatlich wenigstens zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „Der Schmeckel“ und mindestens eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. C. M. — Man pränumeriert im Kommissionärsamt in Wien, in F. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Der Spion.

Szene aus dem Militärleben in Dresden, im Jahre 1813.

Ich verlebte das denkwürdige Jahr 1813 zu Dresden. Der Himmel wollte, daß ich Zeuge all' der Drangsale sein sollte, die seit der Ankunft des Marschalls Davoust mit 12,000 Mann, bis zu der Kapitulation des Marschalls Souvion Saint-Cyr auf dieser unglücklichen Stadt lasteten.

Ich bin aus Dresden selbst gebürtig und war im Jahr 1813 noch ein junger Mann; da ich aber schon früh meine Eltern verloren hatte, so war ich bereits zwei Jahre in Petersburg gewesen, wo ich als Wundarzt praktizirte. Da ich mich jedoch in der russischen Hauptstadt nicht akklimatisiren und mich eben so wenig an die Sitten und den Charakter ihrer Bewohner gewöhnen konnte, so verließ ich Rußland im Monat September 1812 wieder, und beschloß, meine übrigen Tage in der Hauptstadt Sachsens, unstreitig die angenehmste unter allen deutschen Städten, zu verleben, wohin mich überdies meine erste Anhänglichkeit und die Erinnerungen meiner Kindheit, ihr mildes Klima, ihre malerischen Umgebungen, ihr majestätischer Strom und dessen auf siebzehn Bogen ruhende stolze Brücke, ihre prächtigen Gärten und Palläste, ihre reiche Bibliothek, endlich ihre Silber- und Statuen-Galerien, die einzige merkwürdige Sammlung in Europa, die von Napoleon respektirt worden war

und welche Dresden den wohlverdienten Beinamen des nordischen Florenz verschafft hatte, zogen.

Schon im letzten Wintermonate des Jahres 1812 ahnte es mir, daß meine Vaterstadt der Mittelpunkt werden könne, auf welchen der Kaiser der Franzosen die militärischen Operationen seines letzten Ringens, sich die Souverainität über Europa zu erhalten, stützen würde, und die Folge rechtfertigte nur zu sehr die düstersten meiner Vorstellungen. Der lange und glorreiche Widerstand der französischen Armeen gab den Beweis, daß Napoleon seine Stellungen gut zu wählen wußte. Durch die Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg beherrschte er die Elbe und hatte es in seiner Macht, auf dem einen oder dem andern Ufer des Stromes vorzudringen oder sich zurückzuziehen. Die sächsische Metropole, eine volkreiche, durch die Fruchtbarkeit der benachbarten Länder wohlverproviantirte Stadt, bot seinen Soldaten ergibige Hilfsquellen und seinen Verwundeten Hospitäler dar, während die wohlbesetzten Positionen von Pirna, Lilienstein, Königstein und Stolpen in der Umgebung ein großes verschanztes Lager für seine zahlreiche Truppenmasse bildete, und er von hier aus leicht Entsendungen gegen Prag, Berlin und Breslau machen konnte.

Doch zurück auf das, was mich in dieser Geschichte persönlich betrifft. Die unmittelbare Folge der furchtbaren Schlacht, die am 20. und 21. Mai bei Bautzen geliefert worden war, war das Eintreffen von 20,000 Verwundeten zu Dresden, zu deren Behandlung auch ich, als Wundarzt, von den französischen Behörden requirirt wurde. Alle die, welche nur leicht verwundet, oder von wenig bedeutenden Krankheiten befallen waren, wurden bei den Bürgern untergebracht; die Stadt wurde dadurch zu einem ungeheuern Hospital, und alle diese Kranken wurden so gut gepflegt, als es die sich täglich mindernden Ressourcen der Einwohner nur gestatteten, aber auch die wirklichen Hospitäler waren dermaßen mit Verwundeten überfüllt, und die Schwierigkeit, dort Allen hilfreich beizuspringen, so groß, daß ich den furchtbaren Anblick nicht schildern mag, den sie während der ganzen Belagerungszeit darboten.

Die Aerzte pflegen vielfach über die Undankbarkeit ihrer Kranken zu klagen; doch habe ich die Erfahrung gemacht, daß dieses nicht bei den Soldaten der Fall ist: man möchte sich inzwischen fast wundern, wie sie sich so dankbar für die Erhaltung eines Lebens zeigen können, das sie gleich nach ihrer Genesung mit derselben Sorglosigkeit wieder auf's Spiel setzen. Unter Anderem ward mir von einem alten Unter-Offizier, den der Graf Lobau mehr als Freund, denn

als Untergebenen behandelte, nachdem er nach vierwöchentlichen Leiden wieder hergestellt war, ausschließlich seine Genesung zugesprochen, wobei er, wie ich es gestehe, der Natur und seinem eigenen Muthe zu nahe trat. Er hätte mich zum Gott Askulap selbst machen mögen. Wenn mir ein Kranker starb, so kam dies, wie er meinte, daher, weil er durchaus hätte sterben wollen; endlich nannte er mich seinen Vater, ein Titel, der seinen Kameraden etwas spaßhaft vorkam, indem er viel mehr mein Vater hätte sein können; doch blieb mir dieser Name unter den Braven seines Regiments und es sagte nicht Einer, wenn er meiner ansichtig wurde: siehe da kommt der Doktor Wolmar! sondern: da ist Papa Larive, oder auch kurzweg der Papa.

Seit meiner Rückkehr von St. Petersburg hatte ich mir eine möblirte Etage gemiethet, die im obern Stokwerk lag und von wo aus ich die Dresdner Brücke und die Weinbergs-Hügel jenseit der Elbe übersehen konnte. In einem der Dachstübchen des im alten Styl erbaueten Hauses, der in Deutschland so häufig ist, wohnte ein dürftiger Greis, der sich seinen Unterhalt durch den Fischfang in der Elbe gewann. Er hatte eine achtzehnjährige Tochter, Meta genannt, deren Blick und Wesen einen Zustand des Blödsinns verrieth, deren sich jedoch unser Wirth aus Mitleiden zur Dienstbesorgung seiner Einlogirenden bediente. Der Vater und dessen Tochter lebten erst seit einigen Monaten zu Dresden. Man kannte ihre Geschichte nicht; doch hatte man die Meinung, und sagte es auch allgemein, daß sie früher einen höheren Rang in der Welt eingenommen hätten, daß aber der Verstand des jungen Mädchens durch irgend ein plötzliches und furchtbares Unglück zerrüttet worden wäre und ihr nur noch so viel Besinnung geblieben sei, um die leichten Dienstleistungen zu verrichten, die ihr im Hause oblagen.

Die arme Meta umgab ein Geheimniß, welches all' mein ärztlicher Scharfsinn und meine Kenntniß der menschlichen Physiognomie nicht zu ergründen vermochte. Ich hatte sie zuweilen angeredet, wenn sie mir mein Frühstück brachte, und eine Zeitlang bestärkten mich ihre kindischen Antworten und ein nichts sagendes Lächeln, das über ihre Lippen schwebte, fast unwillkürlich in der Meinung, daß sie wirklich blödsinnig sei. Sie trug die grobe und nicht kleidsame Tracht der sächsischen Bäuerinnen; doch bemerkte ich bald, daß ihre Züge, ihre Haltung und ihr ganzes Wesen nicht häuerisch waren. Ihr mehr als mittlerer Wuchs war schlank und zierlich, so weit ihre plumpe Bekleidung es möglich machte, die Proportionen zu beurtheilen. Der Ton ihrer Stimme war rein und sanft; ihre Gesicht:

züge waren lieblich und fein, wenn sie deren Ausdruck nicht durch ein blödsinniges Lächeln verzerrte. Es lag nach ihrem Accent und den Worten verschiedener Mundarten, die sie in ihren Antworten einmischte, am Tage, daß Meta nicht in Deutschland geboren war; endlich konnte ein aufmerksamer Beobachter nicht umhin, den Schluß zu ziehen, daß sie eine Zartheit gehabt, ja selbst noch jetzt habe, die mit ihrer gegenwärtigen Lage nicht im Einklang war.

Weit weniger gaben sich bei dem Greise, den Meta Vater nannte, Anzeichen oder Spuren eines höheren Standes kund. Ein weiter Ueberfluß von diesem groben Zeuge, ganz seinem Betriebe als Fischer entsprechend, bekleidete seinen hohen und stämmigen Körper, während sein Gesicht durch sein weißes Kopfsaar und durch seinen buschigten Bart, den das Alter auch bereits gebleicht hatte, fast gänzlich verborgen wurde. Er war stumm, oder er gab mindestens keinen andern Laut von sich als eine Art von Grunzen, wie man es wohl von wilden Thieren hört; auch war er zu Dresden bald unter dem Namen des alten stummen Fischers Veter bekannt. Die französischen Soldaten kanonisirten ihn nach der ihnen eignen muntern Laune, der auch ich meinen Beinamen Papa verdankte, und nannten ihn stets, wenn sie seiner ansichtig wurden, saint Pierre-le-Pêcheur.

Auch dieser Greis kam als Kranker unter meine Kur; doch kann ich nicht sagen, daß er sich sehr erkenntlich bewiesen hätte. Er gab mir — die Sprache fehlte ihm ja — kaum ein Zeichen des Dankes, als er wieder so weit war, seine Angeln in die Elbe auszuwerfen; aber eben dieses mochte die Ursache sein, weswegen seine Tochter mich entschädigen und des Vaters Schuld abtragen zu müssen glaubte; denn von diesem Augenblicke an bewies sie mir mehr Aufmerksamkeit, als irgend einem andern der Hausbewohner. Ihr Lächeln hörte allmählig auf, nichts sagend zu sein; wenn ich mit ihr sprach, schlug sie die Augen nieder, oder sah mich mit einer trübseligen Miene an, wobei sich das Roth ihrer Wangen erhöhte. Ich war nicht der einzige, der diese Veränderung hinsichtlich meiner wahrgenommen hatte; denn als einst der Sergeant Larive, wie immer, wenn es ihm möglich war, mich zu besuchen kam, sagte er, „Si, Papa, wieder ein neues Wunder! Sie wissen, glaube ich, dem jungen Mädchen Verstand einzulösen, wie Sie alten Soldaten das Leben wiederzugeben verstehen.“

Ich glaubte nun endlich in meinen Fragen, welche Ursachen es gewesen, die Meta und ihren Vater in ihre unglückliche Lage versetzt hätten, glücklicher sein zu können; aber vergebens nahm meine

Neugierde nach und nach den Ton einer zärtlichen Theilnahme an; vergebens fragte ich sie nach ihrer Familie und nach ihrem Geburtsorte: statt mir zu antworten, zerfloß sie in Thränen, bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, und verließ das Zimmer. Unmerklich flößte die Amuth dieses unbekanntes Mädchens, die in den Augen eines jeden andern nur eine Blödsinnige war, mir ein romantisches Gefühl ein, dessen mysteriöser Zauber mir eine tröstende Zerstreuung bei den peinlichen und traurigen Funktionen gewährte, die mir unausgesetzt während des schrecklichen Sommers und des noch schrecklicheren Herbstes in den Hospitälern oblagen; die Begebenheiten der denkwürdigen Belagerung von Dresden sind noch zu neu und zu bekannt, als daß ich mich dabei aufzuhalten brauchte, und so will ich denn unmittelbar zu der kritischen Entwicklung meiner Episode übergehen.

In den ersten Tagen des Novembermonats hatten die Verbündeten die Zugänge der Stadt mit furchtbaren Streitkräften besetzt; die französischen Truppen, noch 30,000 Mann stark, unter den Befehlen des Marschalls Souvion Saint-Cyr und des Grafen Lobau, befanden sich innerhalb der Festungswerke Dresdens eingeschlossen, welches, seit die Belagerung ihm alle Gemeinschaft mit dem Lande abgeschnitten hatten, schweren Entbehrungen ausgesetzt war, da es ihm sehr an Proviant, Brennholz und Medikamenten gebrach.

Am Abend des 5. Novembers, gegen zehn Uhr, verließ ich mit einem Freunde ein Kaffeehaus, um nach meinem Logis zurückzukehren. Indem ich nun an dem Brühl'schen Pallaste vorüber ging, den damals der Obergeneral bewohnte, fiel mir die ungewohnte Helle in den Salons und ein geräuschvolles Treiben in den Vorzäulen auf, zugleich erblickte ich meinen braven Unteroffizier in der Nähe der Schildwache und dieser trat sogleich auf mich zu und flüsterte mir ins Ohr:

„Vapa, möglich, daß ich Ihrer morgen auf's Neue bedarf.“

„Was gibts denn?“ fragte ich ihn.

„Der Marschall, der Graf Lobau und die übrigen Herren mit den dicken Epauletten halten so eben großen Kriegsrath und es deutet Alles darauf hin, daß wir endlich einmal diese Nacht ein Bißchen ins Freie gehen werden; mich verlangt darnach, das versichere ich Ihnen; denn Ihre schöne Stadt bekommt nach gerade einen Kerkergeruch, und das ist nichts für einen so alten Soldaten, wie ich bin.“

„Und da glaubst du, alter Kamerad, daß der Feind Eure Promenade wohl stören möchte, und daß sich für dich, der du nicht

leicht frei ausgeht, wohl eine Kugel in den russischen Patronen finden dürfte!“

„Darauf bin ich wohl gefaßt, aber Sie werden ja schon sorgen, daß ich, falls es Noth thut, ein neues Bein oder einen neuen Arm wieder bekomme. Ich will nur meine Bettnummer in Ihrem Salon behalten, aus welchem noch nie einer hinkend oder einarmig hinausgegangen ist. Aber, gute Nacht, ich darf nicht länger plaudern, da ist schon der Offizier der Runde!“ Und nachdem der Sergeant mir dann die Hand zum Abschiede gereicht hatte, kehrte er zurück in die Wache.

Einer meiner Geschäftsgenossen, den ich dann noch antraf, sagte mir schon mit mehr Bestimmtheit, daß wahrscheinlich eine Stunde nach Mitternacht ein Ausfall mit 12,000 Mann stattfinden werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verlobte.

Die Kaiserin stand neben ihrer Tochter. Obgleich sehr ähnlich in der Länge und den schöngeformten Zügen, den klaren blauen Augen, so würde diese auf den ersten Blick so auffallend scheinende Ähnlichkeit doch bei genauerer Betrachtung fast zum Kontrast geworden sein. Es war nicht die Verschiedenheit des Alters, denn der Mutter Auge glänzte noch mit jugendlichem Feuer und ihre Wangen in blühendem Roth, sondern die Sanftmuth, welche nur in der Kaiserin Auge lächelte, aber in jedem Zuge der Erzherzogin lag. Die azurblaue Tiefe der Augen der Einen spiegelte jeden Gedanken und jedes Gefühl zurück, die der Kaiserin drückten bloß das aus, was sie sagen sollten. Eine jede hatte dieselbe breite, hohe Stirn; bei der ältern zeigte sich aber eine leichte Fältelung der Braunen. Beide erschienen in der stattlichen Haltung eines edlen Erbschlechts; aber während die Kaiserin wie über eine zu ihren Füßen liegende Welt hinzuschreiten schien, sah Josepha aus, als würde sie dem gemeinsten Wurme ausweichen, um ihn nicht zu treten. Beide waren prachtvoll gekleidet — die junge Prinzessin als Braut. Ueber die diamantene Tiara ragte der Kranz von Drangenblüthen, das weiße sammetne Schleppekleid war mit Perlen gestickt und ein Schleier von Silbergewebe floß fast bis zu ihren Füßen hinab. Aber das glänzende fröhliche Aussehn der schönen Erzherzogin wollte wenig zu den Umgebungen passen. Das weite, dunkle Zimmer war mit Karmoi-

farrothem, golddurchwirktem Damast ausgeschlagen; aber das Gold war längst matt geworden und der Glanz des Karmoisins verschwunden. Portraits in massiven Rahmen bedeckten die Wände. An dem obern Ende des Zimmers befand sich ein purpurfarbener Himmel über einem einstweilen errichteten Altare, zu diesem führte die Kaiserin ihre Tochter und der Schatten des Altarhimmels verdunkelte die liebliche Braut. Eine kleine Gruppe ernster Männer stellte sich um sie. Aber wo war der Bräutigam? Viele Meilen weit entfernt. Der fürstliche Liebhaber wirbt durch einen Abgesandten und erhält die Braut durch einen Vertrag. An seiner Stelle trat sein Gesandter vor — ein bejahrter Edelmann, der sein ganzes Leben in der Beobachtung der Etikette hingebracht hatte.

Die Feierlichkeit ging vor sich und nach ihrer Beendigung ließ sich der Gesandte auf seine Knie nieder und küßte die Hand der Herzogin von Parma. Dann wandte sich Josepha um und wollte vor ihrer Mutter niederknien, aber die Kaiserin kam ihr zuvor, nahm sie in ihre Arme, an ihr Herz, drückte ihre Lippen auf der Tochter Stirn und wünschte ihr viele glückliche Jahre. Hierauf winkte der Marchese di Piacentina einem Diener und ein Page brachte ein Körbchen, dessen Inhalt der Gesandte seiner neuen Gebieterin kniend überreichte. Es war das Portrait des Herzogs von Parma an einer Kette von Brillanten. Die Kaiserin selbst hing es der Tochter um.

In dem anstosenden Zimmer war ein Mahl bereitet und die Gesellschaft begab sich dahin. Viele von dem Hofe erhielten nun Einlaß, um ihre Glückwünsche abzustatten und erst spät am Tage konnte sich die Herzogin von Parma in ihre Gemächer zurückziehen, wo sie schnell ihre Dienerinnen herbei rief, um sich von dem drückenden Schmucke befreien zu lassen.

„Ich will mein Kanonissingewand anziehen“ — sprach sie, — eine Tracht, in welcher sie und ihre Schwestern öfters erschienen.

„Nein!“ — entgegnete Pauline, eine vorzüglich geliebte Ehrendame — „kein Schwatz an Ihrem Hochzeitstage; es bedeutet Unglück.“

(Beschluß folgt.)

Fortschritte der Presse.

Die Zeitungen und Journale vermehren sich in allen Theilen der Welt mit unglaublicher Schnelligkeit und in erstaunlicher Menge. Es müssen in der That merkwürdige Zeiten sein, wenn regelmäßige

politische Zeitungen in Algier und Konstantinopel erscheinen — was jetzt wirklich der Fall ist. Die Neger in Liberia haben ihre Zeitschrift, und die neuesten Nachrichten von der neuen englischen Kolonie am Schwanenflusse erzählen, daß das bisher geschriebene dortige Journal in ein regelmäßiges gedrucktes verwandelt und als solches am 16. Mai zum erstenmale erschienen sei. Unter den Eingebornen Ostindiens herrscht eine ordentliche Wuth nach Zeitungen. Nicht zufrieden mit dem „Jam Taham Nama“ (herausgegeben von Huree Hur Duttu), dem „Soodhakur“, dem „Prubhakur“, dem „Hurkaru“ und mehreren andern, zusammen neun an der Zahl, die sämmtlich von Eingebornen herausgegeben werden, soll noch eine zehnte erscheinen: „Subha-Rajendru“, halb in persischer, halb in bengalischer Sprache geschrieben, so wie eine eilfte, in der Cuttach-, bengalischen, persischen und Drissasprache. Das alles andere verschlingende Thema derselben ist die Verbrennung der Wittwen, worüber die Meinungen sehr getheilt sind. — In Australien sind vor kurzem zwei Zeitschriften entstanden, der „Sidney Herald“ und „Life in Sidney.“

Die brittischen Kolonien.

Die Engländer haben, außer ihren Besitzungen in Ostindien, 57 Kolonien, davon wurden 11 erobert, 4 abgetreten und 19 angelegt. Die Bevölkerung dieser Kolonien in Nordamerika beträgt 911,229 Seelen, im brittischen Guinea und in Westindien 846,527, und in den Kronkolonien 1,322,409 Seelen. Die Einfuhr von allen betrug in J. 1829 die Summe von 11,508,943 und die Ausfuhr dahin 10,777,244 Pf. Sterl.

Mehr als Paganini.

In Paris ist so eben ein Hr. Cäsar Emiliani angekommen, der ein solcher außerordentlicher und unerhörter Violinspieler ist, daß er Paganini bei weitem übertreffen soll. Er hat Neapel, Rom und Mailand durch seine Leistungen in Erstaunen gesetzt und sobald sich Paris von der Cholera erholt haben wird, gedenkt Hr. Cäsar Emiliani auch dieser Stadt Proben seines Talentes zum Besten zu geben.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.